

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 22

Artikel: Zwei Walliser Sagen : aus dem Französischen übertragen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672370>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Des Worts erschrak die Jungfrau, und der Verzweiflung Nacht
Erfüllt ihr Herz. Sie flehet. Umsonst! Mit Kerkers Nacht
Gedrohet wird dem Vater. Der sprach: „Sagt eurem Herrn:
Ich bring' ihm selbst die Tochter, fürwahr! ich thu' es gern!

Doch will ich annoch schmücken — geht, sagt es ihm geschwind! —
Bevor ich es ihm bringe, das holde teure Kind.

Denn wißt, es soll die Tochter — des sei mein Wort zum Pfand! —
Erscheinen vor dem Herren in zierlichem Gewand.“ —

Das dünkt die Knechte billig. Da sprach der Castellan:
„Wohlan! am frühen Morgen will ich das Kind empfab'n!“ —
Es eilt zu seinen Freunden und sammelt sie zumal
Adam der Camogasser ringsum von Berg und Tal.

„Fürwahr! Ihr sollt mir beistehn, wenn früh der Morgen graut,
Als Festgefolge zu führen ins Schloß die holde Braut;
Doch sollt ihr nicht vergessen — merkt wohl! — den blanken Stahl
Zu bergen im Gewande beim Zug auf Guardaval!“

Wie flammt die blut'ge Lohe durch dichten Rauches Schwall!

Wie krachet das Gebälke, wie dröhnt der Trümmer Fall!

Errungen ist die Freiheit! zerstört Guardaval!

Das tat der Camogasser vom Engadinertal! Adr. v. Arg.

Früh, als der Sonne Glühen erfüllt mit Wunderpracht
Der Wolken glühnen Schleier, der schöne Morgen lacht,
Erscheint auf hohem Schlosse wohl nach des Herrn Geheiß
Adam mit seiner Tochter, in Kleidern festlich weiß.

Ihm folgten die Getreuen bis vor des Schlosses Thor,
Sie singen Hochzeitslieder und streuen Blumenflor.

„Traun! — ruft entzückt der Burgherr — ich hätte nie gedacht,
Daß würden meine Befehle so festlich schön vollbracht!“

Er eilt die hohe Treppe herab, in frecher Lust
Drückt er vor aller Augen die Jungfrau an seine Brust.
Da glüht der Zorn des Vaters, sein Auge sprühet Blut,
Er zuckt das Schwert: der Dränger, er liegt in seinem Blut.

Wie da die Schwerter klirren im frühen Morgenstrahl!
Wie flimmern die blanken Waffen! wie klingen der blut'ge Stahl!
Wie spielen da zur Hochzeit die rüstigen Gäste all'
So wundersame Weisen, so zauberhaften Schall!

Zwei Walliser Sagen.

I.

Das verhexte Buch.

„Ich hab euch eine Geschichte versprochen.“
Mit diesen Worten setzte sich Louis Coquoz, der
Schulmeister von Salvan, zu uns auf die Bank
vor unserem Häuschen, wo wir die Rühle des
Abends genossen. — „Hier eine! Ich hab' sie noch
von meinem Großvater. Er hat die Leute, die
darin vorkommen, gekannt. Sie stammten alle
aus dem Dorf. So dürft Ihr mir's glauben: es
ist alles wahr.“

... Es war zur Zeit, da die Leute von Sal-
van jeden Sommer über den Berg stiegen und
im Aostatal in Dienst gingen, um ihren Unter-
halt zu verdienen. Ein Bursche von zwölf Jah-
ren kamm frisch und keck auf dem Weg zum
Großen St. Bernhard hinauf. Unterwegs begeg-
nete er einem schönen Herrn, der da seinen Weg
ging, ein Felleisen am Arm. Der Knabe zog
höflich seine Mütze und anerkbot sich dem Frem-
den, ihm das Felleisen zu tragen. Das nahm der
Fremde gern an.

„Du wirst reich belohnt werden,“ sprach er zum
Knaben.

Und sie gehen nebeneinander. Wie sie zu einem
Kreuzweg kommen, steht der Herr still und sagt
zum Knaben:

„Geld kann ich dir nicht geben. Aber verzieh
drum nicht das Maul! Da hast du etwas Bes-
seres: ein Buch, das dir in allen Lagen des
Lebens nützen wird.“

Und er zieht aus seinem Felleisen ein dickes
Buch, rot wie von frischem Blut. Der Knabe
langt darnach.

„Nimm dich in Acht!“ fügt der Herr hinzu.
„Du kannst dich jetzt seiner nicht bedienen. Du
bist noch zu klein! Du wirst es austun, wenn du
zwanzig bist!“

„Erst wenn ich zwanzig bin!? So lang mag ich
nicht warten. Ich werd' es vorher austun oder
verlieren.“

„Beruhige dich! Ich leg' es da unter diesen
Stein, und wenn die zwanzig Jahre vergangen
sind, wenn du es dann brauchst, kannst du nur
wünschen, und du wirst es zur Hand haben;
selbst wenn du in Frankreich oder in Amerika
oder gar in China sein würdest, das Buch wird
ganz allein zu dir kommen!“

Mit diesen Worten verschwand der Fremde.
Der Knabe hätte nicht sagen können, wohin er
gegangen.

Die Jahre gingen hin. Der Knabe wurde ein
Mann. Ihr könnt Euch denken, daß er sein merk-
würdiges Erlebnis vom St. Bernhard nicht ver-
gessen hat. Solche Dinge vergißt man niemals.
Er war schon zweiundzwanzig Jahre alt, aber
niemals war er ernsthaft in Not gewesen. Und
dann, er hatte Angst vor dem Buche, das vom
Teufel kommen mußte. Eines Tages aber, da
war er heftig in ein Mädchen der Gegend verliebt.
Aber das Mädchen erwiderte seine Liebe nicht,
es machte sich nur lustig über ihn, denn es liebte



Piz Bernina.

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Druck.

einen andern. Von der Eifersucht gepackt, beschloß Jean-Pierre (ich nenne Euch nur seinen Taufnamen, denn seine Familie weißt noch in unserem Thal), sich an seinem Nebenbuhler zu rächen. Er faßte seinen ganzen Mut zusammen und wünschte sich, doch nicht ohne ein kleines Jagen — das rote Buch.

Ich weiß nicht, was für ein teuflischer Zauber darin lag. Aber das weiß ich gut, in acht Tagen waren die Rüche des andern, des Geliebten jenes Mädchens, alle ganz entkräftet: sie fraßen nicht mehr, sie schliefen nicht mehr, sie gaben keine Milch mehr. Sie magerten ab zum Erbarmen. Umsonst, daß ihr Meister sie bis an den Bauch ins Stroh bettete, umsonst, daß er den Sankt Moritz und alle Heiligen des Paradieses anrief: die armen Tiere serbelten dahin.

„Gut!“ erklärte ihm ein Alter, der vieles wußte, „es hat Euch einer einen Zauber angetan.“

Doch, was half das? Das machte die Tiere noch nicht wieder gesund. Zum Glück lebte in St. Triphon, im Waadtland, ein Mann, der seinesgleichen nicht hatte, der vermochte Zauber zu lösen. Der Nebenbuhler von Jean-Pierre suchte ihn auf, um seinen Rat zu holen.

„Ich kann dir den, der deinen Rühen dieses Übel angetan hat, im Spiegel zeigen,“ sagte der Hexenmeister. „Nur, wenn du willst, daß sie wieder gesund werden, dann schwöre mir, daß du gegen niemanden einen bösen Gedanken hegst. Willst du? willst du?“

Ihr begreift, es war schwer, das zu schwören. Schließlich schwor er es widerwillig. Und jetzt sah er im Spiegel eine Gestalt erscheinen, die zu erkennen ihm nicht schwer fiel. Er mußte sich gewaltig zusammennehmen, daß er ihr nicht die Faust wies. Aber als er heimkam und neugierig war, ob seine Rüche noch elend dalägen, da hatten sie schon wieder guten Appetit; es fehlte ihnen nichts mehr, um bald wieder munter zu sein.

Nach diesem ersten Abenteuer hatte Jean-Pierre seine Macht erkannt und fing an, sie freimütig zu brauchen. Hatte er mit einem Nachbarn ein Hühnlein zu rupfen — plumps! er tat sein Buch auf, und sogleich hatte der Hafer des Nachbarn den Rost oder seine Apfelfebäume standen alsbald ab oder ein Übel traf die Augen seiner Kinder. Und Jean-Pierre wurde schlecht, weil er es ohne Gefahr sein konnte. Er war stolz darauf, der Taugenichts, und wenn er einen

Schwips hatte, prahlte er, ein Buch zu besitzen, das ihm gestatte, schlauer zu sein als die Schlauesten. Nun hatte er den Einfall, zu heiraten. Das Mädchen mochte ihn wohl, da er trotz allem kein übler Bursche war, und die Eltern gaben ihre Einwilligung, weil sie vor dem berücktigten Buche Angst hatten. So zieht denn der Hochzeitszug zur Kirche von Salvan: Jean-Pierre voran, stokerhaft und gut gelaunt. Er ahnte nicht, was ihm begegnen werde. Er trifft die Türen der Kirche verschlossen. Er klopft heftig. Man öffnet. Und der Herr Pfarrer tritt unter die Türe, in der alltäglichen Goutane, ohne Stola und Meßgewand, und erklärt ihm bestimmt:

„Für dich gibt's keine Hochzeitsmesse, Jean-Pierre, bis du dein Zauberbuch mir ausgeliefert hast!“

Ihr könnt Euch denken, wie Jean-Pierre schrie, tobte, wütete, drohte. Alles umsonst. Die Kirchentüre schloß sich vor der Nase des Herrn Hochzeitehrs. Man lachte im Dorf — natürlich ein wenig aus dem Verborgenen — als man die Hochzeitsleute zurückkommen sah, nicht so, wie sie gegangen waren, sondern mit hängendem Haupt und gebeugtem Rücken wie ein Leichenzug. Jean-Pierre schäumte vor Wut. Zum erstenmal war er nicht der Stärkere. Er konnte in seinem Buche blättern, wie er wollte, an diesem Tag. Man muß annehmen, daß die Zaubereien gegen den Herrn Pfarrer nichts vermochten, der überdies noch Chorherr des Klosters St. Maurice war. Denn was sah man, vier Tage nachher? Jean-Pierre, der wie ein Schelm in das Haus des Herrn Pfarrers schlich, ein mächtiges Paket unter dem Gewande. Er ergab sich. Er brachte das Buch. Schnell zündet man den Ofen an und wirft es hinein, das verhexte Buch! — Ihr denkt wohl, daß es verbrannte! Ja wohl! Man wendet sich um: da liegt's, auf dem Tisch, um den Pfarrer zu höhnen. Man schmeißt es abermals ins Feuer. Man schließt die Ofentüre. Verlorne Mühe! Es erscheint wieder auf dem Tisch, unversehrt wie vorher. Es mußte wohl an höllische Gluten gewöhnt sein, dieses Buch!

Der Pfarrer dachte ein wenig nach — er war ein kluger Mann. Dann trat er in die Kirche, angetan mit dem Gewande der hohen Feste, entzündete ein Feuer auf den Stufen des Altars und warf unter dem Zeichen des Kreuzes das teuflische Buch in die Flammen. Diesmal kam es nicht mehr daraus zurück. Man hörte es prasseln und seufzen wie ein Verdammt. Ein

schwarzer Rauch stieg zur Decke, und es blieb nichts zurück als ein Häuflein Asche.

Jean-Pierre hatte der Verbrennung seines Werkzeugs beigewohnt, voll Reue über seine Sünden und in großer Not um seine Seele. Er legte die Beichte ab, empfing die Absolution und konnte am andern Morgen Hochzeit halten. Aber seht, lieber Freund, diese Verbindungen mit dem Bösen wenden sich immer zum Schlimmen. Zwei Jahre nachher schlug Jean-Pierre Holz im Wald beim Wasserfall von Barberine. Er wollte mit dem Berge spielen, aber der Berg, der seiner nicht spotten läßt, rächte sich: Jean-Pierre fiel über einen Felsen mit zerschmettertem Schädel.

„Man kann es mir nicht nehmen,“ pflegte mein Großvater zu sagen, „der Herr mit dem roten Buch hat ihn heimtückisch gepackt und böswillig über den Felsen geworfen, um ihn für seinen Verrat zu bestrafen.“

Niemand wird darüber je die Wahrheit erfahren. Aber das ist sicher und gewiß: wenn Ihr durch Vallorcine nach Chamonix geht, dann könnt Ihr auf dem Friedhof hinter dem Kirchlein, das durch einen Wall von Felsen gegen die Lawinen geschützt ist, das Grab des unglücklichen Jean-Pierre sehen.

II.

Der geheimnisvolle Fels.

Auf dem Wege, der von Salvan nach Feneral führt, liegt ein Schatz; nur alle hundert Jahre, mit dem Schlag der Mitternacht, kann man ihn sehen. Jedermann weiß dies: ein Wahrsager hat zum Beweis mit dem Ende seines Zauberstabs den genauen Ort angezeigt.

Es sind jetzt bald vierzig Jahre her, daß Jean Boeffray, aus Triquent bei Salvan gebürtig, auf die Alp von Barberine ging, um nach seinem Vieh zu sehen. Er war erst gegen Abend aufgebrochen, um nicht unter der Sonnenhitze zu leiden. So stieg er durch die Nacht, ohne die geringste Furcht, kannte er doch jeden Stein am Weg. Plötzlich glaubte er singen zu hören. Ueberascht steht er still, lauscht entzückt. Die Stimme, eine Frauenstimme, sang so süß wie Engelstimmen. So wenigstens meinte es Jean, der sich nicht an etwas auch nur von ferne so Schönes erinnern konnte, selbst nicht von der Messe an den hohen Feiertagen. Er setzte seinen Weg fort, leise auftretend, um die Sängerin nicht zu erschrecken. Und immer stärker wurde die Stimme, immer lieblicher, immer entzückender. Plötzlich sah der

junge Mann im vollen Mondlicht einen großen Stein auf dem Wege stehen. Auf diesem Stein saß eine blonde Jungfrau mit großen schmelzenden Augen und einer Haut, so zart, so weiß, daß unser Bergbewohner ganz geblendet war. Die Jungfrau war mit einem langen Kleid von heller Seide angetan, mit Edelsteinen bestickt, die im Mondlicht leuchteten. Die gelösten Haare, zu äußerst mit Perlen besetzt, fielen über ihre Schultern. Sie sang, und im Singen kämmte sie sich mit einem feinen goldenen Kamm.

Jean, der die Augen nicht hinten im Kopf hatte, stand still und sprach:

„Bei Gott, wer bist du, schöne Jungfrau?“

Das Mädchen betrachtete ihn mit unendlichem Liebreiz, dann erwiderte es:

„Ich bin eine arme Seele. Es liegt nur an dir, daß ich die ewige Ruhe finde. Willst du? Zum Lohn wirst du einen unermesslichen Schatz gewinnen, der grad hier unter diesem Felsen liegt, auf dem ich sitze.“

„Und was muß ich dafür tun?“ fragte Jean, ergriffen von dieser Not, vielleicht auch von der Aussicht auf den Gewinn.

„Das ist ganz leicht: du mußt mich dreimal küssen!“

Jean trat schon auf sie zu — eine leichte Bewegung ihrer Hand hielt ihn zurück:

„Es ist nicht ganz so, wie du meinst. Für den ersten Kuß werde ich so sein, wie du mich hier siehst. Für den zweiten werde ich mich verwandelt haben, und vielleicht mache ich dir dann Angst. Für den dritten werde ich abermals verwandelt sein, und dann wirst du sicher vor mir erschrecken. Aber in welcher Gestalt ich dir auch erscheine, fürchte dich nicht und denke daran, daß ich es immer sein werde.“

„Es gilt!“ rief Jean in schönem Eifer. Dann schob er seinen Hut zurück, wischte sich den Mund mit dem Ärmel, um ihn zu trocknen und küßte die Jungfrau höflich auf ihre samtnen Wangen.

Plötzlich verschwand die reizende Erscheinung, und Jean blieb allein, etwas verträumt. Aber jetzt erscholl ein Geräusch wie von rollenden Steinen. Wie er zum Berg hinauf schaute, sah er, wie mit gebeugtem Kopf und vorgeschobenen Hörnern ein mächtiger und drohender Bock auf ihn zukam. Bei dieser unerwarteten Gefahr blieb Jean noch bei guter Fassung. Er stieß das Antier, das ihm den Leib aufschliken wollte, und tausend tolle Sprünge um ihn herum tat, mit seinem eisenbeschlagenen Stocke zurück. Dann warf er sich, allen Mut zusammenraffend, auf

das Tier, umschlang es eng, packte es zum Erstickten und drückte ihm zuletzt einen Kuß auf die Stirne.

So schnell wie die Jungfrau verschwand auch der Bock, und Jean genoß in der Freude über seine Tapferkeit schon den Preis des versprochenen Schazes. Da vernahm er von der Höhe des Passes ein furchtbares Getöse, wie von einem Hagelsturm oder einem wütenden Winde... Ein wenig bestürzt von diesem Krachen — man hätte glauben können, der Berg stürze zusammen — erhob der Mann das Haupt. Was er sah, machte ihn vor Schrecken starr. Ihre gräßlichen Ringe rollend, kam eine mächtige Schlange grad auf ihn zu. Es war ein gewaltiges Tier mit einer geifernden Zunge und wilden Augen, die in der Nacht aufleuchteten wie höllisches Feuer. Von Zeit zu Zeit blieb sie still, sich auf ihrem Schweif aufrollend und sich hin und herwiegend, schien sie den armen Menschen zu verhöhnen und ihm den Tod zu verheißen. Jean, der in seinem

Leben noch nie etwas derart Entsetzliches geschaut hatte, fühlte, wie ihm die Haare zu Berge standen. Dennoch wollte er sich aufraffen und dem unheimlichen Untier widerstehen. Doch bei der ersten Bewegung, die er machte, hörte er ein so schrilles Pfeifen und sah er in den Augen des Ungeheuers eine so höllische Flamme, daß er den Kopf verlor und mit erschlaffenden Füßen gegen Salvan hinab floh.

Dann hörte er, trotz seiner Angst, ganz bestimmt den Ton eines tiefen Seufzers. Sein Leben lang, so oft er an dies Abenteuer zurückfann, fügte er untröstlich hinzu: „'s ist nicht wegen des Schazes, keineswegs. Aber sich sagen müssen, daß ich durch meine Schuld eine so schöne arme Seele verdammt habe...“

Und jetzt, wenn Ihr nach Fenestral geht, wird man Euch den Stein zeigen, wo das Fräulein saß. Doch der Schatz ist verschwunden. Der Berggeist hat ihn über den Paß von Tenneverges getragen, wo niemand ihn je wieder finden wird.

(Aus dem Französischen übertragen.)

Der Berg.

Hoch der Bergturm
Steinern steht;
Ob rüttle der Sturm,
Sturmwind verweht,

Und der Wolken Fülle
Herniederbricht —
Der Berg, der stille,
Steht stolz im Licht.

Otto Volkart.

Der Dichter als Bergsteiger.

Vor 600 Jahren führte Petrarca eine der ersten Bergbesteigungen der Neuzeit aus.

Das Erlebnis einer Bergtour — im Jahre 1336.

Von Univ.-Prof. Dr. B. Hartmann.

Von dem großen italienischen Dichter Petrarca haben natürlich viele unserer Leser schon etwas gehört — daß er aber auch den Ruhm für sich beanspruchen kann, als einer der ersten Europäer eine Bergbesteigung durchgeführt zu haben, ist eine nahezu unbekannte Tatsache. Diese denkwürdige Bergtour des „Dichteralpinisten“ Petrarca zählt sich in diesen Tagen genau zum 600. Male. Da sie zugleich eine kulturhistorisch sehr bedeutsame Tat darstellt, wollen wir dieses Jubiläum zum Anlaß nehmen, jene Bergbesteigung vor sechs Jahrhunderten etwas näher zu betrachten. Sie zeigt uns in sehr interessanter Weise, wie einem Menschen des 14. Jahrhunderts eine Bergtour zum Erlebnis wurde.

Dem heutigen Europäer erscheint es als etwas ganz Selbstverständliches, daß man einer Aussicht wegen auf hohe Berge steigt und daß auch schon die Schönheit des Gebirges als solche das Auge entzückt. Uns ist das selbstverständlich, gewiß — aber es war keineswegs immer so. Bis weit in die Neuzeit hinein galten die Berge lediglich als ein Ort des Schreckens, dort wohn-

ten Dämonen und Geister, von der Art Rübezahl's etwa, und wer sie bestieg, dem mochte es so ergehen, wie einem Könige des 13. Jahrhunderts, Peter von Aragonien, dem auf dem fast 2800 Meter hohen Berg Mont Canigou in den Pyrenäen, wie die Sage vermeldet, aus einem Wasser heraus ein schrecklicher Drache entgegentrat. Nur törichter Hochmut war es nach der Meinung dieser Zeit, die Berge besteigen zu wollen — und Hochmut gehörte zu den Grundlastern. So galt Alexander der Große als der klassische Vertreter sträflichen Übermutes, der sich, wie man im Mittelalter gern erzählte und auch in zahlreichen Bildern darstellte, von Greifen, denen er an Stangen Futter über die Köpfe hielt, auf Bergeshöhen emportragen ließ.

Eine phantastische Tollheit war es demnach im Grunde, als der 22jährige Francesco Petrarca, Italiens größter Dichter seit Dantes Tod,